



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2014

Genre und Lebenswelt: Zur kulturgeschichtlichen Zeichenhaftigkeit von Genres und ihrer historischen Veränderung

Linke, Angelika

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110347500.333>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-139833>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Linke, Angelika (2014). Genre und Lebenswelt: Zur kulturgeschichtlichen Zeichenhaftigkeit von Genres und ihrer historischen Veränderung. In: Fludernik, Monika; Jacob, Daniel. Linguistics and literary studies : interfaces, encounters, transfers = Linguistik und Literaturwissenschaft = Begegnungen, Interferenzen und Kooperationen. Berlin, Boston: De Gruyter, 333-358.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110347500.333>

Angelika Linke, Zürich

Genre und Lebenswelt: Zur kulturgeschichtlichen Zeichenhaftigkeit von Genres und ihrer historischen Veränderung¹

Abstract: This essay sketches a concept of genre that does not refer to linguistic complexes of form only but also to contexts of action that are not or only partly linguistically constituted. The formation of genre is understood as the fundamental medium of structuring, making manageable and interpreting lifeworld – accordingly, genres that have been formed within a communicative community have to be interpreted in terms of socio-culturally relevant locations of meaning ('Sinn-Orte'). Therefore the analysis of genres allows for accessing, in terms of the social sciences and cultural studies, present as well as past lifeworlds. The examples used are two very different types of the action complex 'having a meal': on the one hand celebratory meals of princes in the early modern period, and on the other hand bourgeois table talk in the eighteenth and nineteenth centuries.

1 Einleitung

Das Konzept der *Gattung* bzw. des *Genre* (ich verwende beide Termini synonym), mit dem in erster Linie die Typik und Musterhaftigkeit der Objekte angesprochen ist, auf die es bezogen wird, wird als analytische Kategorie nicht ausschließlich, aber besonders extensiv in den textbezogenen Wissenschaften genutzt.² Als ein auf Sprache bezogenes Konzept ist *Genre* ursprünglich in der Literaturwissenschaft zuhause. In den letzten 30 Jahren hat es aber auch in der (Wissens-) Soziologie (Luckmann 1986, 1988, 2002), in der text- und gesprächsbezogenen Linguistik (Günthner 1995, 2006; Günthner und Knoblauch 1995, Linke 2011, Mayes 2003) und in der Rhetorik (Miller 1984, 1994) zunehmend Aufmerksamkeit und in der Folge davon auch neue Modellierungen erfahren (vgl. Linke 2010). Während in der Literaturwissenschaft wie in der frühen Textlinguistik *Genre* in

1 Für kritisch-anregende Kommentare zu einer Vorfassung dieses Beitrags danke ich Juliane Schröter und Susanne Tienken.

2 So etwa traditionell in der Kunstwissenschaft, aber auch in der Musik- oder in den Filmwissenschaften. Auf die Verwendung von Terminus und Konzept in der Pflanzen- und Tierbiologie gehe ich hier nicht ein.

erster Linie auf geschriebene Texte bezogen war,³ hat die rezente Diskussion des Konzepts zu einer verstärkten Anwendung auch auf das Feld der gesprochenen Sprache geführt. Nicht zuletzt die Überlegungen Mikhail Bakhtins zu den von ihm so genannten „speech genres“ trugen dazu bei, das Konzept *Genre* aus seiner Bindung sowohl an die Schriftlichkeit als auch an die Literaturwissenschaft zu lösen und es bedeutend grundsätzlicher, nämlich als Existenzform von Sprache und Sprechen, zu verstehen: „Speech genres organize our speech in almost the same way as grammatical (syntactical) forms do“ (1986: 78–9). Für Bakhtin kommt Sprache also immer schon in „generic forms“ daher, die wir uns allerdings plastischer, d.h. rascher veränderbar und in ihrer Formbindung freier vorstellen müssen als grammatische Formen (79). Sprachliche Genres erscheinen damit als *Gebrauchsgestalten* von Sprache,⁴ die mit im Alltagsleben wiederkehrenden und entsprechend typisierten kommunikativen Situationen und Aufgaben und deshalb immer auch mit bestimmten Erfahrungsmustern verbunden sind.

Neben das ältere, eher statische Konzept von Genre, das in erster Linie *formal-deskriptiven* Charakter hat und vor allem als Ordnungsinstrument zur Klassifizierung von Texten genutzt wurde bzw. wird (sowohl in textlinguistischen wie auch literaturwissenschaftlichen Kontexten), tritt also ein neues, dynamischeres Konzept mit in erster Linie *funktional-explikativem* Charakter, dem ein (handlungs-)theoretischer Anspruch zukommt. Dieses Konzept ist konstruktivistisch orientiert und trägt der Erkenntnis Rechnung, dass die Sozialität von Sprache überall dort zu Musterbildungen im Sprachgebrauch führt, wo seriell wiederkehrende kulturelle und soziale Bedürfnisse einer Gesellschaft wiederkehrende kommunikative Prozesse auslösen (vgl. hierzu ausführlich den Beitrag von Susanne Günthner in diesem Band).

Auch dieses neuere Genre-Konzept bleibt allerdings auf in engerem Sinn *sprachliche* Kommunikation bezogen. Zwar wird vor allem von Luckmann (1986), Günthner (1995, 2000), sowie von Günthner und Knoblauch (1995, 1996) die Verschränkung von *speech genres* mit ihrem (nicht-sprachlichen) situativen Kontext, mit kommunikativen Milieus und gesellschaftlichen Ordnungen betont und durch die Einführung eines „external level“ in die Genre-Analyse auch methodisch reflektiert. Der Begriff des Genre referiert aber nach wie vor in erster Linie auf Sprachliches, Genrehaftigkeit erscheint als Charakteristikum von Sprache bzw. Sprachgebrauch und Genrebildungsprozesse werden als ein sprachlich-kommunikatives Phänomen betrachtet. Dies gilt auch für die Definition von Genre, wie sie Miller in

3 In der Textlinguistik wurde allerdings in dezidiert Abgrenzung zur Literaturwissenschaft der Terminus *Textsorte* präferiert, dessen prototypische Referenzobjekte Alltagstexte wie Briefe, Werbeanzeigen, Zeitungsberichte sind.

4 Bakhtin spricht von „typical forms of construction of the whole“ (1986: 78).

ihrer wegweisenden Studie zu *Genres as Social Action* (1984) auf einen knappen Nenner bringt, wenn sie Genres als „typified rhetorical actions based in recurrent situations“ (159) bestimmt.

2 Genrebildung als Strukturierung von Lebenswelt

Die Kriterien, die für die Definition von Genres genannt werden, sind allerdings nicht *per se* auf sprachlich-kommunikative Objekte und Prozesse beschränkt. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als *sprachliches* Handeln eine spezifische Ausprägung menschlichen Handelns allgemein darstellt. Beobachtungen zu Regelmäßigkeiten und grundlegenden Mechanismen sprachlichen Handelns gelten deshalb in vielen Fällen auch für menschliches Handeln allgemein, vor allem für solches, das interaktiv, d.h. auf andere ausgerichtet ist. Mit anderen Worten: Musterbildungen, die „Vorgänge vorzeichnen, indem sie Bestandteile dieser Vorgänge mehr oder minder detailliert und verpflichtend festlegen“ (Günthner 1995: 193), finden sich nicht nur im Bereich *sprachlichen* Handelns. Solche Musterbildungen bzw. Typifizierungen sind grundlegend für die Strukturierung unseres Lebensalltags insgesamt. Einen wichtigen Hinweis auf die ‚Existenz‘ solcher genrehafter Handlungskomplexe in unserer Wahrnehmung des Lebensalltags wie auch in unserer Selbstwahrnehmung als Alltagshandelnde bilden entsprechende Lexikalisierungen, d.h. Bezeichnungen, die solche Handlungskomplexe qua Referenz als Wahrnehmungseinheiten ausweisen. Dies gilt sowohl für primär sprachlich geprägte Genres – hierher gehören Ausdrücke wie *Interview*, *Tischgespräch*, *Vorlesung*, *Witz* – wie auch für solche Handlungskomplexe, die nicht in erster Linie als sprachliche definiert sind. Beispiele für letztere wären etwa Ausdrücke wie *Friseurbesuch*, *Sitzung*, *Strandnachmittag*, *Taufe*. Solche Lexikalisierungen vermitteln die Ethnoperspektive von Gesellschaften auf sich selbst⁵ und können als Hinweis darauf gelesen werden, welchen Handlungskomplexen eine Kommunikationsgemeinschaft besondere soziale oder kulturelle Relevanz zuspricht.⁶ Gerade wenn wir von solchen Ethnokategorien ausgehen, verschwimmen die Grenzen zwischen Handlungskomplexen, die in erster Linie sprachlich geprägt sind bzw. als solche wahr-

5 So spricht bereits Hymes davon, dass die von ihm postulierte Kategorie der *speech events* methodisch über eine „good ethnographic technique“ zugänglich sei, nämlich „through words which name them“ (1962: 24, hier zitiert nach Mayes 2003: 31).

6 Wobei hier nicht mit einem Eins-zu-eins-Verhältnis gerechnet werden darf: Es gibt zweifellos Handlungskomplexe, die für den Lebensalltag einer Kommunikationsgemeinschaft relevant sind, für die aber dennoch kein univaler Ausdrucks im Wortschatz vorhanden ist, sondern die umständlicher umschrieben werden müssen.

genommen werden (wie dies für *Tischgespräch* oder *Witz* gilt), und solchen, in denen dies nicht oder kaum der Fall ist (wie etwa bei *Friseurbesuch* oder *Strandnachmittag*). Dazwischen liegen unklarere Fälle. So lassen sich bei Bezeichnungen wie *Vorlesung*, *Sitzung* oder *Kaffeeklatsch* mit Blick auf die Handlungskomplexe, auf die sie referieren, zwar durchaus die zentralen sprachlichen Komponenten ausmachen – also etwa der von der Dozentin produzierte Text oder die in der Sitzung bzw. anlässlich eines Kaffeeklatsches geführten (und in Transkripten verstetigbaren) Gespräche. Die mit den entsprechenden Bezeichnungen aufgerufenen kognitiven Konzepte umfassen jedoch mehr als nur diese sprachlichen Komponenten: Zur Vorstellung, die durch den Ausdruck *Kaffeeklatsch* evoziert wird, gehören auch bestimmte materielle Requisiten (Kaffee, Kuchen, ein hübsch gedeckter Tisch etc.), eine personelle Besetzung (eine Runde von prototypisch mehr als zwei, aber auch nicht mehr als sechs oder sieben Personen, prototypischer Weise weiblichen Geschlechts), eine bestimmte Konfiguration dieser Akteure (um den Tisch herum gruppiert), eine bestimmte Tageszeit (Nachmittag), eine bestimmte atmosphärische Prägung (lebhaft mit einer gewissen Fröhlichkeit und Unbekümmertheit) sowie bestimmte Handlungen (Trinken, Essen, Einschenken, Kuchen reichen etc.). Sprachliche und nicht-sprachliche Komponenten erscheinen in solchen Fällen als ‚verpappt‘ und letztlich nur analytisch trennbar und für beide Komponenten (und die Formen ihrer Verschränkung) bestehen mehr oder weniger normative Verhaltens- wie Erwartungsmuster. Dass es andererseits eine Fülle von Bezeichnungen gibt, mit denen ein bestimmter sprachlich-kommunikativer Handlungskomplex aus den mit ihm verschränkten nicht-sprachlichen Handlungen herausgehoben wird, wie dies bei *Tischgespräch*, *Interview*, *Zeugenaussage*, *Laudatio*, *Predigt*, *Bewerbungsgespräch* etc. der Fall ist, zeigt, dass sich in solchen Fällen die sprachliche Komponente „verselbständigt“ hat (etwa bei *Tischgespräch* oder *Zeugenaussage*) oder zumindest für den Handlungskomplex dominant ist (etwa bei *Bewerbungsgespräch* oder *Interview*).

In allen Fällen jedoch – beim *Witz* wie beim *Kaffeeklatsch* und beim *Friseurbesuch* – haben wir es mit musterhaften, mehr oder weniger stark verfestigten Genres zu tun, die uns im Lebensalltag als Orientierungsvorgaben dienen, d.h., die es uns ermöglichen, die Handlungen anderer (letztlich aber auch unsere eigenen Handlungen) als Handlungen eines bestimmten Typs zu erkennen und zu interpretieren. Auf diese Weise wird zudem kooperatives Handeln erleichtert und wir schaffen uns sozusagen selbst – und miteinander – die Voraussetzung, uns in unserer Lebenswelt soziokulturell zu verorten, indem wir im Rahmen gesellschaftlich ausgebildeter Handlungsmuster eine bestimmte Akteursrolle einnehmen können.

So betrachtet erscheint Genrebildung als ein grundlegendes Medium der *Strukturierung* und damit der *Handhabbarmachung* und gleichzeitig der *Interpretation*

von Lebenswelt. Entsprechend umfangreich ist das Feld der Termini, die als Nachbar- oder Konkurrenzbezeichnungen zu *Genre* in der Forschungsliteratur zu finden sind und die sich teils mehr auf sprachliches Handeln, teils mehr auf soziales Handeln allgemein beziehen – wie etwa *speech event*, *frame*, *script*, *Schema*, *activity type*, *soziale Veranstaltung*. Diese Vielzahl und Vielfalt ähnlicher Konzepte verweist darauf, dass das Phänomen der Typisierung und Musterbildung (und damit auch das Phänomen der Repetitivität und Serialität) im menschlichen Handeln die Aufmerksamkeit vieler Wissensdisziplinen, von Soziologie und Ethnologie über die Entwürfe künstlicher Intelligenz bis zu Sprach- und Literaturwissenschaft, auf sich gezogen hat.⁷ Sie zeigt außerdem, dass die Unterscheidung von *sprachlichen* Genres gegenüber genrehaften Handlungskomplexen, deren Typik und Musterhaftigkeit aber vor allem durch Nicht-Sprachliches bestimmt ist, keine kategorielle ist.

Die im Folgenden angesprochenen handlungspraktischen, kognitiven und soziokulturellen Charakteristika von *Genre* als einem *Spannungsphänomen* zwischen kognitivem Konzept und materiellem Ausdruck gehen deshalb von einem erweiterten Genre-Konzept aus.

3 Zur dualen Struktur von Genres

3.1 Genre als Praxis und kognitives Konzept – *token* und *type*

In den meisten theoretischen Zugängen zum Phänomen *Genre* spielt das Faktum eine Rolle, dass Genre als Gegenstand der Analyse *doppelgesichtig*, nämlich sowohl ein materiell-ausdrucksseitiges und damit produkthaftes, als auch ein kognitiv-projektives und damit dynamisches Phänomen ist. Mit anderen Worten: *Genre* zeigt sich einerseits als eine ‚praktische‘, materiell fassbare Realität, insofern sich die Genrehaftigkeit eines Textes etwa an einem bestimmten Vokabular oder an bestimmten syntaktischen Mustern festmachen lässt. Gleichzeitig jedoch und interdependent damit zeigt sich Genre als ein Wahrnehmungs- und Zuschreibungskonzept, als ein kognitives Phänomen, das letztlich nicht an ‚Fakten‘ gebunden ist und entsprechend immer Veränderungen sowohl in der Wahrnehmung als auch in Zuschreibungsakten ermöglicht. Dieses Verständnis von Genre lässt sich eng mit Anthony Giddens (1984) Vorstellung einer „duality of structure“ verbinden, mit der er die phänomenologische Zwitterexistenz sozialer Strukturen als „both medium and outcome of the practices they recursively organize“ kon-

⁷ Die Arbeit von Patricia Mayes zu *Language, Social Structure, and Culture* (2003) bietet hierzu einen ausgezeichneten und ausführlichen Überblick.

zeptuell fasst. Giddens betont: „Structure is not ‚external‘ to individuals: as memory traces, and as instantiated in social practices, it is in a certain sense more ‚internal‘ than exterior to their activities“ (1984: 25).

Die Wiedererkennbarkeit als konstitutives Charakteristikum von Genres ist deshalb nicht nur ein Effekt konkreter Fakten bzw. ‚objektiver‘ Gegebenheiten, sondern ist auch an unsere kognitive Konstruktion eines Typs bzw. eines Musters gebunden – ohne dass wir allerdings dieses Konstrukt von seinen konkreten Ausdrucksformen getrennt denken können (vgl. auch Miller 1984: 157).⁸ Wir haben es bei der Wiedererkennbarkeit von Gattungen also mit einer *type-token*-Relation zu tun. Allerdings verstehe ich diese Relation nicht als eine, bei welcher der *type* dem *token* vorgängig ist, sondern als eine Relation, in der *type* und *token* in komplexer Interdependenz stehen⁹ und jede Realisierung eines *token* den *type* bestätigen und stabilisieren oder aber verändern, ja sogar unterlaufen und – gerade mit Blick auf das Konzept Genre – durch Ironisierung oder parodistische Brechung als selbstverständliche Orientierungsgrösse und Ordnungsmuster in Frage stellen kann.¹⁰

So betrachtet ist Genre ein *Fundamentalkonzept* für das Verständnis menschlicher Lebenswelt, ihre Stabilisierung und ihre Veränderung, das allerdings in seiner Modellierung notwendig offen, oder, in der Terminologie Stephen Levinsons (1979: 368), „fuzzy“ bleibt.

3.2 Kollektive Lösungen und individuelle Bedürfnisse

Sowohl Alfred Schütz (1971/72) als auch später Thomas Luckmann (1988) haben darauf hingewiesen, dass Genrebildung immer als Reaktion auf wiederkehrende gesellschaftliche Bedürfnisse zu verstehen ist, d.h. als *Lösung* rekurrenter Probleme bzw. Aufgaben, die „für den Bestand einer Gesellschaft wichtig sind“ (Luckmann 1988: 284) und deshalb in unseren „Wissensvorrat“ (Schütz) bzw. in unseren „Gattungshaushalt“ (Luckmann) eingehen. An dieser Stelle nun entsteht notwendig eine Spannung zwischen *gesellschaftlichen* Bedürfnissen und *indivi-*

⁸ Relevant in diesem Zusammenhang sind auch Bühlers Stichwort der apperzeptiven Ergänzung von sinnlich Gegebenem (1999: 28) sowie grundsätzlich die Idee der Gestaltschließung.

⁹ Vgl. hierzu auch Sybille Krämers Rede von einer „flachen Ontologie“ als terminologische Fassung dieses Verhältnisses (2001: 272).

¹⁰ Die Persiflierung bzw. ironische Brechung von gesellschaftlich besonders exponierten institutionellen Genres wie Gerichtsverhandlung, Gottesdienst, Fakultätssitzung etc. war eine der besonders effizienten und besonders provokativen Strategien von Exponenten der Protestbewegung der 1968er Jahre (vgl. hierzu Scharloth 2011).

duellen Intentionen bzw. zwischen Genre als einem *kollektiven* Phänomen und dem handelnden Individuum als einem Akteur mit *singulären* Zielen und Beweggründen. Unter Rückgriff auf Schütz und vor allem Anthony Giddens deutet Miller (1984, 1994) nun gerade diese Spannung als Ort der Vermittlung von Individuum und Gesellschaft und nutzt dafür den Begriff der *exigence*:

[...] at the level of genre, motive becomes a conventionalized social purpose, or *exigence*, within the recurrent situation. In constructing discourse, we deal with purposes at several levels, not just one. We learn to adopt social motives as ways of satisfying private intentions through rhetorical action. This is how recurring situations seem to “invite” discourse of a particular type. (Miller 1984: 162, meine Hervorhebung)

Die Möglichkeit (und faktische Üblichkeit), dass wir unsere individuellen, sich aus unserem biographischen Erleben ableitenden Bedürfnisse und Intentionen immer schon im Horizont der von einer Kommunikationsgemeinschaft ausgebildeten Deutungs- und Orientierungsmuster verstehen, verweist auf Genre und Genrebildung als den systematischen Ort, wo das Private mit dem Öffentlichen bzw. das Individuelle und Singuläre mit dem Kollektiven und Typischen verbunden wird (vgl. auch Miller 1994: 37). Indem wir uns in Genres bewegen, übernehmen wir bestimmte Akteursrollen und damit verbundene Selbstdefinitionen. Genres bilden so ein zentrales Medium unserer alltäglichen Selbstkonstruktion als Mitglied einer Kommunikationsgemeinschaft, als Teilhaber von bestimmten soziokulturellen Gruppierungen sowie als Zeitgenossen unserer jeweiligen historischen Gegenwart. Entsprechend tangieren Veränderungen von einzelnen Genres ebenso wie Veränderungen im Gattungshaushalt einer Kommunikationsgemeinschaft immer – wenn auch im konkreten Einzelfall in sehr unterschiedlichem Maß – das soziale und kulturelle Selbstverständnis der jeweiligen historischen Akteure.

4 Zu Genres als ‚Sinn-Orten‘ im Handlungskontinuum

Zur Leistung von Genres als Medium der Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft trägt auch die mehr oder weniger deutliche Abgeschlossenheit von Genres (Levinson [1979: 69] spricht von „bounded events“) und damit deren Gestalthaftigkeit bei (vgl. ausführlicher Linke 2007). Mit letzterem Ausdruck beziehe ich mich darauf, dass sich Genres als Handlungskomplexe durch eine interne Struktur von *entry-body-exit*¹¹ auszeichnen, welche sie zu besonders

¹¹ Ich übernehme diesen Ausdruck von Clark (1996: 36), der (allerdings ohne Bezug auf die Genre-Diskussion) von einer *entry-body-exit*-Struktur sprachlicher Handlungen spricht.

deutlich erkennbaren Einheiten im Strom menschlichen Alltagshandelns macht und zur Strukturierung und Konturierung dieses Stromes beiträgt.¹² Genres erlauben uns deshalb Verortungen, die jenseits der konkreten Referenz auf Raum und Zeit auf sozial und kulturell *sinnhafte* Kohärenzen bezogen sind: Wir sind *bei* einem Vorstellungsgespräch, *in* einer Unterrichtsstunde, wir kommen *aus* einer Sitzung, wir gehen *zur* Beichte. Mit der Benennung von Genres sind also zugleich unterschiedliche Sinn-Räume benannt, die unsere Erfahrungswelt strukturieren helfen und uns ermöglichen zu wissen, *wo* wir gerade sind und was wir *dort* tun sollen.¹³

Genres erscheinen so als präfigurierte Handlungskomplexe, in die wir *eintreten*, in denen wir handelnd *agieren*¹⁴ und aus denen wir auch wieder *heraustreten* bzw. die wir *abschließen*. Dass gerade für soziokulturell besonders signifikante Genres auch in der physikalischen Welt spezifizierte *Räume* und damit *architektonische Muster* – also etwa Unterrichtsräume, Sitzungszimmer, Beichtstühle – ausgebildet werden, unterstreicht deren sinnräumlichen Charakter sowie ihre Orientierungsfunktion, ebenso wie die ‚Semantisierung‘ bestimmter Genres mithilfe spezifischer Bezeichnungen (*Interview*, *Picknick*) auf deren soziale und kulturelle Relevanz verweist und ihre gesprächsweise Thematisierung im Alltag erleichtert.

12 Die in der Fachliteratur zum Teil vorgenommene Unterscheidung von (kommunikativen) *Genres/Gattungen* als den größeren und komplexeren Handlungskomplexen gegenüber (kommunikativen) *Praktiken* als ebenso musterhaften, jedoch kleineren und einfacher strukturierten Handlungen erscheint ebenso sinnvoll und intuitiv einleuchtend wie im konkreten Einzelfall oft nicht trennscharf anwendbar. Dies zeigt sich auch mit Bezug auf das Kriterium der strukturellen Geschlossenheit von Genres im Sinne einer *entry-body-exit*-Struktur. So sind etwa Verabschiedungen meist kurze und notwendig in größere Einheiten eingebundene sprachliche Handlungsmuster und lassen sich von daher in erster Linie als *Praktiken* verstehen. Sie können aber zum Teil ihrerseits wieder eine gewisse *entry-body-exit*-Struktur aufweisen, wie dies in gesprächsanalytischen Untersuchungen zu Verabschiedungen herausgearbeitet wurde (vgl. einschlägig dazu Schegloff und Sacks 1973), was sie in die Nähe von *Genres* rückt.

13 Was im Übrigen nicht bedeutet, dass wir nicht in mehreren Genres gleichzeitig – sozusagen ‚verschachtelt‘ – involviert sein können. So etwa, wenn eine Prüferin während eines Prüfungsgesprächs einen Anruf entgegennimmt. Im Normalfall wissen aber die Beteiligten recht genau, welche der von ihnen vorgenommenen Handlungen zu welcher Gattung, d.h. zu welcher Beginn-/Verlauf-/Beendigungseinheit gehören. Das grundsätzliche Irrtums- bzw. Verwicklungspotenzial, das sich an dieser Stelle dennoch auftut, kann aber zumindest in kabarettistischer Absicht leicht ausgenutzt werden.

14 Wir bestärken diese Komplexe dabei entweder in ihrer Typik oder aber wir verändern sie.

5 Genres und soziokulturell signifikantes Handeln

Wenn Genrebildung auf rekurrente gesellschaftliche Bedürfnisse zurückgeführt und Genres entsprechend als gesellschaftlich habitualisierte Lösungsverfahren interpretiert werden, so darf dieser Prozess nicht ausschließlich sachfunktionalistisch modelliert werden. Handlungsziele und die im Hinblick darauf unternommenen Handlungsschritte stehen in einer Vielzahl von Fällen nicht in einem unmittelbaren Eins-zu-eins-Verhältnis. Im Gegenteil: Man hätte es im Einzelfall meist auch ein bisschen oder vielleicht sogar ganz anders anstellen können, um dasselbe Problem zu lösen, dieselbe Aufgabe zu bewältigen. Die in einer Gesellschaft jeweils geprägten Handlungs- und Kommunikationsmuster sind deshalb in vielen Fällen auch ein Produkt von Wahl und unter anderem dadurch entsteht ein semiotischer Mehrwert, eine *sekundäre Signifikanz*, welche die alltagspraktische Bedeutung der entsprechenden Handlung oder Interaktion überlagert. Soziokulturell interessant sind gattungshaft organisierte Handlungskomplexe also nicht nur, weil sie auf rekurrente, im Aufmerksamkeitsfokus einer Gesellschaft relevante Aufgaben verweisen, sondern weil sich jeweils auch die Frage stellen lässt, was der semiotische Mehrwert der gewählten Form ist und inwiefern ein Genre bzw. seine spezifische Form signifikant für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe bzw. für bestimmte soziale und kulturelle Zusammenhänge ist.¹⁵

Das Konzept des Genre eröffnet damit einen sozial- und kulturanalytischen Zugriff auf gegenwärtige wie historische Lebenswelten. Dabei ist grundsätzlich ein doppelter Fokus anzulegen (vgl. hierzu auch Linke 2010): Relevant sind einerseits die Prozesse der Ausbildung von neuen und gegebenenfalls auch die Auflösung von ‚alten‘ Genres, d.h. die historischen Veränderungen im Genrehaushalt einer Gesellschaft oder einer gesellschaftlichen Gruppierung. Bei solchen Veränderungen dürfte es sich vielfach um eher ‚weiche‘ und allmähliche Prozesse handeln, wobei sich, wie dies bereits Luckmann als Vorstellung entwirft, ursprünglich eher spontane, wenig musterhafte Handlungsabläufe zu Genres verfestigen und verdichten, während sich die stabilen, normativ verfestigten Genres einer Epoche zum Teil wieder in eher locker geregelte Handlungsabläufe transformieren oder sich allenfalls auch wieder ganz auflösen (vgl. Luckmann 1988: 284). Kulturanalytisch mindestens ebenso interessant sind zudem die Veränderungen in Form und Typik eines bestimmten Genres. Dies kann die Verfesti-

15 Die Deutung von Ausdrucksmustern als *kulturell* signifikant, als eine symbolische Form mit kultureller Bedeutung, ist allerdings immer nur als Zuschreibungsprozess zu leisten und muss entsprechend in jedem Einzelfall plausibel gemacht werden (vgl. ausführlicher Linke 2011).

gung oder Lockerung einzelner Elemente eines Genres betreffen, Veränderungen in der Begrenzung des Genres, das Verhältnis sprachlicher und nichtsprachlicher Elemente, das Ausmaß von deren Ästhetisierung bzw. Stilisierung etc.

Ich möchte im Folgenden – wenn auch nur skizzenhaft – an zwei Beispielen die Nützlichkeit der Kategorie *Genre* im Rahmen sozial- bzw. kulturgeschichtlicher Untersuchungen zu illustrieren versuchen. Dabei gehe ich von dem oben skizzierten erweiterten Genre-Konzept aus, d.h. ich nehme *lebensweltliche* Genrebildungen insgesamt und nicht nur sprachliche Genres im engeren Sinn in den Blick. Methodisch ist mir zudem die Berücksichtigung der Ethnoperspektive wichtig, d.h. die Rekonstruktion von Genres, wie sie von Zeitgenossen (bewusst) wahrgenommen werden. Die Beispiele, die ich aufgreife, sind die fürstliche Festmahlzeit (mit Fokus auf dem 17. und 18. Jahrhundert) einerseits und das bürgerliche Tischgespräch (mit Fokus auf dem 19. Jahrhundert) andererseits. Es handelt sich um sehr unterschiedliche, durch das Element ihrer Gebundenheit an die gesellschaftliche Mahlzeit jedoch auch ähnliche Genres.

6 Genregeschichte(n) – Sozialgeschichte – Kulturgeschichte: Fürstliche Festmahlzeiten und bürgerliche Tischgespräche

In gewisser Weise lässt sich schon nur die *Mahlzeit* selbst, d.h. die Transformation der biologisch notwendigen *Nahrungsaufnahme* zum *geselligen Essen in Gesellschaft* als Produkt eines Genrebildungsprozesses betrachten – fürstliches Festmahl und bürgerliches Tischgespräch wären dann als zwei sozialsemiotische Überformungen dieses einen Grundtypus zu verstehen. Dass der gesellschaftlichen Mahlzeit an sich schon ein spezielles soziokulturelles Potenzial zukommt, kann u.a. dadurch belegt werden, dass die *Tischzucht* als schriftsprachliches Textgenre bereits im Mittelalter einen eigenständigen Typus sozialnormativer Texte bildet. Norbert Elias hat in seiner wegweisenden Studie *Über den Prozess der Zivilisation* (1976) nicht zuletzt anhand von Tischzuchten aus dem gesamten europäischen Kulturraum aufgezeigt, welche Veränderungen vor allem das körperliche Verhalten bei Tisch sowie der Umgang mit den Speisen und mit den Instrumenten ihres Verzehrs im Mittelalter und in der frühen Neuzeit durchläuft (vgl. 110–57).¹⁶

¹⁶ Ich beziehe mich hier und im Folgenden im Wesentlichen auf deutschsprachige Quellen und damit auf den entsprechenden Kulturraum.

6.1 Das „Gebilde der Mahlzeit“

Theoretisch einschlägige Überlegungen zu den Musterbildungen und Normierungen, die mit der Ausbildung der Mahlzeit verbunden sind, lassen sich zudem in Georg Simmels ebenso knapper wie dichter Miniatur zur *Soziologie der Mahlzeit* (2001) nachlesen. Simmel verweist dabei zuallererst auf die zeitlichen Rhythmen und Regelmäßigkeiten im Tagesablauf, die in Folge der Fixierung von *Mahlzeiten* als Voraussetzung des *gemeinsamen* Essens entstehen. Dazu kommen vielfältige weitere Strukturierungen und Stilisierungen der Nahrungsaufnahme sowie des damit verbundenen Zusammenseins, die allesamt dazu beitragen, den „Naturalismus des Essens“ (Simmel 2001: 142) im „Gebilde der Mahlzeit“ (140) zu überwinden. In diesem Begriff des *Gebildes* fasst Simmel bereits diejenigen analytischen Faktoren zusammen, die in der späteren Diskussion als Definiens des Konzepts *Genre* relevant gesetzt werden: Kollektivität, Repetitivität, Musterbildung, Verfestigung sowie die „ästhetische Stilisierung“ (142), aus der sich ein soziokultureller Mehrwert ergibt, der die grundlegende Aufgabe der Mahlzeit als Medium der Vergesellschaftung von Individuen überlagert und entsprechend sozialdistinktiv genutzt werden kann.

Die für das *Gebilde der Mahlzeit* spezifischen Typisierungen, Verfestigungen und Normierungen können recht unterschiedliche Faktoren betreffen. Dazu gehören u.a.:

- der Kreis der beteiligten Personen,
- das zeitliche wie auch das räumliche Setting der Mahlzeit,
- die Aufbereitung und Präsentation der Speisen,
- die Abfolge der Speisen,
- der Umgang mit diesen sowie mit Besteck, Geschirr, Servietten etc.,
- sprachliche Elemente,
- nonverbal-körperkommunikative Elemente (Simmel spricht von „Essgebärde“),
- die Sequenzierung und das multimodale Zusammenspiel von Rede, Körperkommunikation und Essen etc.

Jeder der genannten Punkte ließe sich zudem weiter detaillieren. Mahlzeiten sind ein hoch komplexes, stilistisch-semiotisch stark aufgeladenes Genre; wir tun also durchaus nicht dasselbe, ob wir *einfach etwas essen* oder aber *an einer Mahlzeit teilnehmen* – handle es sich bei letzterer nun um einen Business-Lunch des beginnenden 21. Jahrhunderts, um das bürgerliche Mittagessen des ausgehenden 19. Jahrhunderts oder um die höfische Festmahlzeit der Frühmoderne.

Wenn ich mich im Folgenden mit dem Genre der festlichen Mahlzeit im Kontext höfischer Lebenswelt einerseits und mit dem Tischgespräch als einem spezifisch

sprachlichen Genre im (gehobenen) Bürgertum des 19. Jahrhunderts andererseits befasse, so gilt für beide Genres, dass sie sich aus den zur Verfügung stehenden normativen und deskriptiven Quellen relativ genau rekonstruieren lassen.¹⁷ Dennoch bleibt die folgende Gegenüberstellung reduktiv; sie wird weder der Variation gerecht, die bei aller Prototypik der beiden vorzustellenden Ausformungen des Gebildes der Mahlzeit möglich und auch historisch belegbar ist, noch können im gegebenen Kontext einzelne Elemente des jeweiligen Genres im Detail beschrieben bzw. rekonstruiert werden. Trotz dieser Verkürzungen hoffe ich aber zeigen zu können, dass und wie auf derselben Basis, d.h. aufbauend auf dem Grundtypus der Mahlzeit, völlig unterschiedliche Genres mit sehr unterschiedlicher sozial- und kultursemiotischer Zeichenhaftigkeit ausgebildet werden können.

6.2 Die fürstliche Mahlzeit als körperkommunikatives Schauzeremoniell

Bei der fürstlichen (Fest-)Mahlzeit bildet die prunkvolle Materialität der Speisen sowie der Geräte des Verzehrs das zu allererst ins Auge fallende stilistisch-ästhetische Charakteristikum. Genretypische Verfestigungen und Normierungen betreffen u.a. die Sitzordnung der Essenden, die komplexen Formen des Auftragens und Servierens der Speisen durch vorgeschriebenes Personal und die bis ins Detail geregelten Formen des körperlichen Auftritts aller Beteiligten. Das strukturell herausragende Charakteristikum höfischer Festmahlzeiten ist jedoch, dass sie bis ins 19. Jahrhundert hinein (und regional auch länger) als *Schauessen* inszeniert werden, bei denen die Speisen ebenso wie die Essenden *ausgestellt* werden. Entsprechend gehört zum klassischen Akteursinventar solcher Mahlzeiten neben den Essenden und den das Essen Auftragenden auch ein *Publikum*, das im Gegensatz zu den Essenden meist nicht sitzt, sondern steht, und sich, sofern der Saal groß genug ist, auch bewegen kann. Durch dieses um einen zusätzlichen kommunikativen Kreis erweiterte Arrangement nimmt die fürstliche Mahlzeit den Charakter einer Aufführung an. Die Abbildungen 1 bis 3 können sowohl den Prunk der Festmahlzeit-

¹⁷ Die Quellen, die hier zur Verfügung stehen, befassen sich alle in erster Linie mit den *formellen* Formen des Speisens in den gehobenen Ständen der Gesellschaft. Dies gilt sowohl für die explizit normative Anstandsliteratur wie für andere Quellen, die uns über die Mahlzeit als eine lebensweltliche Gattung bzw. über das Tischgespräch als eine sprachlich-kommunikative Gattung informieren – also etwa Memoiren, literarische Texte oder bildliche Darstellungen. Das Zielpublikum solcher normativer Äußerungen zum Verhalten bei Tisch sind in der ersten Hälfte des hier in den Fokus genommenen Zeitrahmens, d.h. etwa bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, in erster Linie die Adelsgesellschaft bzw. ihr nahestehende Kreise, für das spätere 18. und das 19. Jahrhundert ist es vor allem das Bürgertum.

ten als auch deren Aufführungscharakter in unterschiedlicher Ausformung – vom großen Festbankett bis zum ‚kleineren‘ Essen bei Hofe – illustrieren.¹⁸

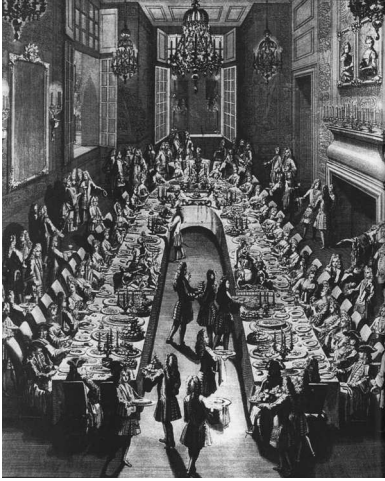


Abb. 1: Bankett für den Herzog von Alba und den Prinzen von Asturien in Paris, 1707 (Freedman 2007: 231).

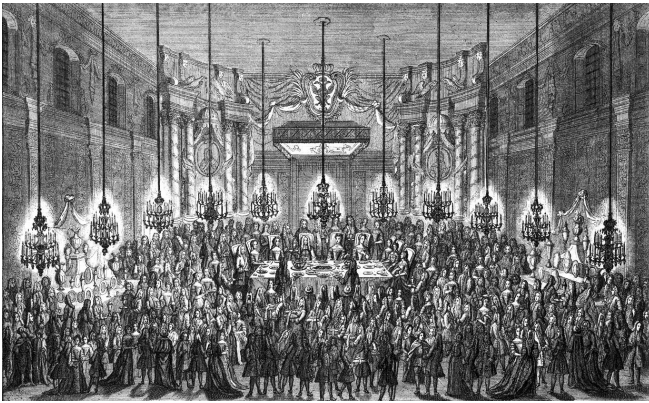


Abb. 2: Festtafel im Opernsaal der Favorita in Wien am 20. 8. 1719 mit der kaiserlichen Familie und dem Brautpaar Erzherzogin Maria Josepha und Kurprinz Friedrich August von Sachsen. Kupferstich von Gérard Scotin, Wien (Barta-Fliedl, Gugler und Parenzan 1998: 54).

18 Die Abbildungen sind mit Blick auf andere bildliche Darstellungen solcher Mahlzeiten repräsentativ und dürfen – unter Anrechnung einer gewissen Stilisierung, Ästhetisierung und ‚Vergrößerung‘ der repräsentativen Elemente – als einigermaßen realistische Darstellung des ‚settings‘ bei fürstlichen Festessen gelesen werden.



Abb. 3: *Le souper de la famille royale, au château de Stockholm le jour de l'An 1779* von Pehr Hilleström, Öl auf Leinwand; Stockholm, Nationalmuseum Drottningholm (Babelon 1993: 181).

Der Schaucharakter der Mahlzeiten wird – in allen drei Abbildungen – noch zusätzlich dadurch betont, dass die Essenden nur auf einer Seite der schwer mit Speisen und Prunkaufsätzen beladenen Tische aufgereiht sind, also kein Gegenüber haben – eine Sitzordnung, die in der U-förmigen Anordnung von Hochzeitstafeln, bei denen das Brautpaar ohne Gegenüber platziert ist, noch bis ins 21. Jahrhundert und in bedeutend weniger hochstehenden Kreisen einen semiotischen Nachhall zeitigt.¹⁹

Die Perspektive der zeitgenössischen Akteure auf eine solche Mahlzeit kann eine Passage aus den Memoiren von Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth und Schwester Friedrichs des Großen, vermitteln, in welcher sie die Raum-, Tisch- und Sitzordnung eines Festessens, das 1732 zu ihren Ehren abgehalten wird, wie folgt festhält:

Der Markgraf reichte mir die Hand und führte mich in einen großen Saal [...]. Die Tafel mit zwanzig Gedecken war auf einer Estrade unter dem Baldachin aufgebaut; die Wache umringte sie. Mich platzierte man am oberen Ende. Nur Herr von Börstell und die Minister waren dazu geladen; der Rest des Hofes blieb hinter uns stehen, bis der erste Gang vorbei war. Einzig meine Hofmeisterin speiste mit uns. Mehr als dreißig Mal wurde beim Lärm von Pauken, Trompeten und Kanonen aufs Wohl getrunken. Diese unerträgliche Zeremonie dauerte drei Stunden, die mir wie Jahrhunderte vorkamen, weil ich vor Schwäche nicht mehr konnte. (Bayreuth 2007: 211)

19 Festtafeln, bei denen alle Seiten eines Tisches besetzt sind, sind ebenfalls möglich und üblich. Die Breite der Tische und die kunstvollen Aufbauten von Tischgerät und Speisen verhindern dann aber ebenfalls ein Gespräch mit einem Gegenüber.

Die Passage macht ebenfalls den Schaucharakter des Genres deutlich, nicht zuletzt durch den Verweis auf Estrade und Baldachin (vgl. prototypisch auch Abb. 2), durch die ein Raum im Raum und gleichzeitig eine Art Bühne geschaffen wird, auf der die Aufführung der Mahlzeit stattfindet. Der *sprachliche* Auftritt der an solchen formellen Mahlzeiten Teilnehmenden wird weder hier noch in anderen Quellen als zentrales Element behandelt, auch wenn in den Abbildungen 1 bis 3 die an den Tischen Sitzenden deutlich in gesprächsweiser Zuwendung zueinander bzw. zum anwesenden Publikum gezeigt werden.²⁰ Dass zumindest für die Beteiligten selbst das Reden beim Essen durchaus relevant ist, zeigt sich etwa daran, dass sich Wilhelmine von Bayreuth in ihren Memoiren immer wieder über eine langweilige oder einsilbige Tischgesellschaft beklagt. Denn die strikt am Rang, zum Teil auch am Geschlecht der Tischgenossen orientierte Sitzordnung führt dazu, dass bei den Mahlzeiten immer wieder genau dieselben Personen nebeneinander zu sitzen kommen, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich etwas zu sagen haben oder nicht. Das angeregte Tischgespräch gehört also nicht zu den normativ erwartbaren Elementen höfischer Repräsentationsmahlzeiten. Als festes Element muss hingegen das im obigen Zitat erwähnte „Zum-Wohle-Trinken“ betrachtet werden, welches allerdings ebenfalls einen deutlichen Schaucharakter erhält: Es zeichnet sich durch markante Körpergestik und Verbeugungen aus und wird bei besonders festlichen Gelegenheiten auch nach Ausweis anderer Quellen durch „Pauken, Trompeten und Kanonen“ unterstützt. In verbaler Hinsicht dagegen bleibt es im Wesentlichen auf die Adressierung der Person, der zugetrunken wird, und einen Gesundheitswunsch beschränkt.

6.3 Das (bürgerliche) Tischgespräch als eigenständiges Genre

Das *Tischgespräch*, verstanden als dasjenige Genre, auf das wir heute noch unter dieser Bezeichnung referieren,²¹ ist, soweit sich die Ethnoperspektive rekonstruieren lässt, eine eher ‚späte‘ Erscheinung im Genrehaushalt des deutschsprachigen Kulturraumes. Was natürlich nicht heißt, dass Gespräch und Mahlzeit nicht

20 Die Quellen zum Verhalten an der höfischen Tafel stellen das Körperzeremoniell und den Umgang mit Speisen und Tischgerät in den Vordergrund. Wo dennoch auch das Gesprächsverhalten thematisiert wird, wird, wie z.B. in Hans Aleweins *Anleitung zur Höflichkeit* von 1662, in erster Linie davor gewarnt, dass die Tischreden „alzu bund und alzu viel gemacht werden“ (47), denn man solle seinen Tischgenossen in keinem Fall vom Essen abhalten.

21 Vgl. für eine ebenso soziologisch wie (gesprächs-)linguistisch orientierte Analyse des familiären Tischgesprächs als Genre des ausgehenden 20. Jahrhunderts die einschlägige Arbeit von Angelika Keppler (1994).

immer schon verbunden gewesen wären, dass bei Tisch nicht selbstverständlich auch geredet wurde.²² Doch im Spiegel der Quellen, die uns zur Verfügung stehen, lässt sich das Tischgespräch als *kohärenter*, d.h. als ein mit bestimmten Erwartungsvorgaben verbundener und sich entsprechend durch bestimmte sprachlich-kommunikative Charakteristika und Musterhaftigkeiten ausgezeichneter Sprachhandlungskomplex, der aus der Ethnoperspektive auch als solcher und damit als *Genre* wahrgenommen wird, erst im 18. Jahrhundert deutlich erfassen. Auch die entsprechende Bezeichnung – *Tischgespräch* – wird erst im 18. Jahrhundert lexikalisiert.²³ Obwohl man also auch anlässlich der formellen Mahlzeit in höfischen Kreisen vermutlich nicht wenig gesprochen hat, erscheint das Gespräch beim Essen in höfischen Kreisen bis ins 18. Jahrhundert hinein als wenig semiotisch überformt.

Noch in den beiden großen Umgangslehren von Julius Bernhard von Rohr, deren eine, von 1733, der *Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren* (1989b), wogegen deren andere, von 1728, der *Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen* (1989a) gewidmet ist und in denen den Ausführungen zum Verhalten bei Mahlzeiten viel Platz eingeräumt wird, wird dem allgemeinen Gespräch bei Tisch so gut wie keine Aufmerksamkeit gewidmet. Während allerdings mit Blick auf das „Tafel-Ceremoniell“ der „großen Herren“ an verbalen Elementen lediglich das Tischgebet genannt wird, werden im Kapitel „Vom Tractiren und denen Gasteryen“ der „Privatpersonen“²⁴ neben dem Tischgebet immerhin einige wenige Vorschriften für das Gespräch bei Tisch angesprochen. So wird etwa festge-

22 Das klösterliche Gebot des Schweigens bei der Mahlzeit erscheint als ‚negativer‘ Beleg der zumindest in europäischen Kontexten als selbstverständlich betrachteten Verbindung von Mahlzeit und Gespräch.

23 Im Grimmschen Wörterbuch (1854–1971) findet sich für *Tischgespräch* als frühester Beleg ein Verweis auf Hederich, der *Tischgespräch* als Übersetzung von *sermo convivalis* gibt. Der Verweis bezieht sich vermutlich auf Benjamin Hederichs *Deutsch-lateinisches Wörterbuch*, Leipzig 1736; ein exakter Nachweis wird nicht erbracht. Weitere Belege aus Tieck, diese aus den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts. In Adelungs *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (1801) ist das Lemma noch nicht enthalten. Campes *Wörterbuch der deutschen Sprache* (1810) dagegen verzeichnet es und gibt als Interpretament: „ein Gespräch, welches man bei Tische führet“ (829). Der früher lexikalisierte Ausdruck *Tischrede* bezieht sich im Gegensatz zum späteren *Tischgespräch* nicht auf den gesprächsweisen Austausch, sondern auf monologische Beiträge; die Tischreden Luthers werden jeweils als Beispiel angegeben. *Tischunterhaltung* erscheint weitgehend synonym zu *Tischgespräch*; die frühesten Belege in den einschlägigen Wörterbüchern stammen hier vom Beginn des 19. Jahrhunderts.

24 Unter ‚Privatheit‘ ist hier in erster Linie die nicht auf Öffentlichkeit und Repräsentation angelegte Lebensform zu verstehen, wie sie zwar auch von höfischen oder hofnahen Kreisen gepflegt werden kann (etwa in der ‚Privatheit‘ des Landsitzes), als deren prototypische Vertreter jedoch bürgerliche Kreise zu betrachten sind (vgl. etwa Frühsorge 1989).

halten, dass die allgemein gültige Regel, dass man mit Sitznachbarn nicht flüstern solle, in größeren Gesellschaften eine Ausnahme leide:

Hier ist es ja mehr gewöhnlich, daß die nächsten Nachbarn, die bey einander sitzen, mit einander reden, und bißweilen auch gantz heimlich, ob sie gleich eben nicht einander in das Ohr reden, als daß einer über die Gantze Tafel über laut spricht, wiewohl dieses ebenfalls erlaubt, und zu geschehen pflegt. (Rohr 1989a: 458)

Darüber hinaus wird angemahnt, man möge bei der Tafel „die allgemeinen Arten, Gewohnheiten und Sprichwörter [vermeiden], die entweder bey dem Pöbel eingeführt, oder auch bißweilen unter besonders guten Freunden erlaubt, da man einander nichts vor übel nimmt“ (Rohr 1989a: 458). Es wird also „bey Tafel“ eine passende Stillage des verbalen Ausdrucks eingeklagt: der ästhetischen Stilisierung der gesellschaftlichen Mahlzeit soll eine ebensolche des kommunikativen Auftritts entsprechen.

Die Aufladung des Gespräches beim Essen zu einem konstitutiven und soziokulturell relevanten Element von (gerade auch formelleren) Mahlzeiten und letztlich zu dem als eigenständig wahrgenommenen Genre des Tischgesprächs erscheint als ein langsamer und in erster Linie an bürgerliche Kreise gebundener Prozess. So finden sich, wo in Umgangslehren das gesellschaftliche Leben außerhalb des engeren höfischen Kreises und seines Zeremoniells thematisiert wird, bereits im 17. Jahrhundert vereinzelt Hinweise darauf, dass die gesellschaftliche Mahlzeit in der Wahrnehmung der Zeitgenossen *auch* als eine durch „gute Diskurse“ geprägte Gattung verstanden wird. In einer Etikettenlehre aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zum Verhalten bei Tisch ergeht etwa die folgende Ermahnung an die Leser:

[S]uche durch einen guten Discours oder abwechselndes Gespräch dem unablässlichen Essen [...] zu steuern. Man hat nicht nöthig, immer zu essen oder zu trinken, nicht etwan, daß man zeige, daß man schon satt habe, sondern damit man doch auch die Zeit geschickt mit Discoursen hinzubringen wisse. (Complimentir-Büchlein o.J.: 27–8)

Ebenso widmet sich Albertus Sommers Gesprächsbüchlein *Der Teutsche Anführer zu Anmuhtigen und zierlichen Conversations-Gesprächen*²⁵ (1662) in mehreren kurzen Kapiteln verschiedenen verbalen Elementen, die als für die gesellschaftliche Mahlzeit mehr oder weniger obligatorisch vorgestellt und für deren Ausführung Beispielformulierungen gegeben werden. Es sind dies das Kapitel zu „Ceremonien

25 Der Ausdruck „Conversations-Gespräche“ im Titel des Büchleins ist nicht pleonastisch, sondern verweist darauf, dass „Conversation“ im 17. Jahrhundert lediglich soviel wie „gesellschaftlicher Umgang“ bedeutete – die semantische Einschränkung auf die Bedeutung „gesellschaftliches Gespräch“ ist ein Prozess des 18. Jahrhunderts (vgl. ausführlicher Linke 1996).

bey Handwaschen und zur Tafel niedersitzen“ (wobei bestimmte verbale Aufforderungen des „Wirths“, d.h. des Gastgebers, und entsprechende verbale Reaktionen der Gäste verlangt sind), gefolgt von „Deß Wirths Bewillkommungs-Rede an die Gäste / nach beschehnem Tisch-Gebete vor der Mahlzeit“, ferner „Wie der Wirth die Gäste nöthiget / dass sie fleissig zulangen mögen“, dann ein Kapitel mit Formulierungen „Wann einer dem Andern eine Gesundheit zubringet“, gefolgt von Routineformeln für „Deß Wirths Entschuldigungen wegen schlechten Tractements / wann die Gäste zu Hause gehen wollen“ und schließlich Vorgaben, „Wie die Gäste im weggehen einer vom andern Abschied nehmen“.

Diese Kapitel zeigen, dass der Handlungskomplex der Mahlzeit im hier angesprochenen Setting (d.h. bei der gesellschaftlichen Mahlzeit im gehobenen Bürgertum, jedoch nicht im höfischen Rahmen) auch obligatorische *verbale* Praktiken umfasst. Diese sind deutlich der Genre-Struktur von *entry-body-exit* verpflichtet bzw. tragen zur Konstitution dieser Struktur bei und sind in der sprachlichen Form zum Teil stark verfestigt. Allerdings wird die verbale Leistung, die seit dem späteren 18. Jahrhundert mit dem Ausdruck ‚Tischgespräch‘ erfasst und als eigenständiges Genre wahrgenommen wird, auch bei Albertus Sommer nicht thematisiert. Das kontinuierliche, sich über die gesamte Mahlzeit erstreckende diskursive Engagement der Teilnehmer an einer Tischgesellschaft vor allem festlicheren Zuschnitts wird im Spiegel der Umgangsliteratur erst im Verlauf des späteren 18. Jahrhunderts explizit eingefordert, im 19. Jahrhundert wird es bereits als Selbstverständlichkeit betrachtet. Im nunmehr dezidiert bürgerlich orientierten Umgangsdiskurs der Zeit, der – im Gegensatz zur körperorientierten Selbstrepräsentation des Adels – ganz generell das sprachliche Verhalten zum bevorzugten Medium sozialer Selbstdarstellung erhebt, werden neue und vielfältige Anforderungen an das sprachlich-kommunikative Verhalten bei Tisch formuliert.²⁶ Wer an einem Gastmahl teilnimmt, hat vieles zu beachten. So gilt es nun, Gesprächsthemen zu wählen, die es möglichst vielen Tischgenossen erlauben, am Gespräch teilzunehmen; es gilt, alle Stichworte zu vermeiden, die unangenehme Vorstellungen oder auch heftige Erregung auslösen könnten – religiöse und politische Themen sind deshalb tabu. Das Gespräch soll leicht dahingleiten, längere Pausen müssen verhindert werden und in keinem Fall soll eine peinliche Stille entstehen – die Sozialität des Essens wird nun direkt an das Tischgespräch gebunden und für die Aufrechterhaltung des Gesprächsflusses wird die konversationelle Zusammenarbeit aller Anwesenden gefordert. Mit den fortschreitenden Gängen ist dann eine zunehmende Lebhaftigkeit erlaubt und auch erwartet, die Sequenzierung des Essens wird mit der des Redens verschränkt.

26 Ich verzichte hier auf Einzelnachweise (vgl. exemplarisch etwa Schramm [1898: 191–3]).

Wie man sich letzteres idealtypisch vorzustellen hatte, lässt sich unter anderem Immanuel Kants (1923) Überlegungen zum Tischgespräch entnehmen. Kant konstatiert hier eine musterhafte Abfolge des sprachlichen Geschehens bei Tisch, wobei drei Gesprächs*modi*, nämlich *Erzählen*, *Räsonnieren* und *Scherzen* in eben dieser Abfolge zum Zuge kommen bzw. kommen sollten. In der ersten Phase der Unterhaltung bei Tisch, die sich, so Kant, durch Erzählungen auszeichne, gelte es Neuigkeiten auszutauschen, und zwar „zuerst einheimische, dann auch auswärtige“ (Kant 1923: 172). Dann, „wenn dieser erste Appetit befriedigt ist, so wird die Gesellschaft schon lebhafter“ und es ist bei der „Verschiedenheit der Beurteilung“ auch mit einem gewissen Maß an Streit zu rechnen, der „den Appetit für Schüssel und Bouteille rege und nach dem Maße der Lebhaftigkeit dieses Streits und der Teilnahme an demselben auch gedeihlich macht“ (172). Dann schließlich folgen Witz und Scherz und

so endigt die Mahlzeit mit Lachen; welches, wenn es laut und gutmütig ist, die Natur durch Bewegung des Zwerchfells und der Eingeweide ganz eigentlich für den Magen zur Verdauung, also zum körperlichen Wohlbefinden bestimmt hat. (172)

Die freundliche Ironie, die in dieser kleinen Tischlehre liegt, verhindert nicht, dass an ihr die kulturelle Aufmerksamkeit auf das Reden beim Essen sowie die Gestalthaftigkeit des Genres – von Kant geradezu als Dramaturgie entworfen – in programmatischer Weise deutlich wird.

Analog zur zunehmenden Bedeutsamkeit des Gesprächs bei der Mahlzeit wird auch das ‚Zum-Wohle-Trinken‘, das als strukturbildendes Element auch im bürgerlichen Kontext zur formelleren Mahlzeit gehört, zu einer primär verbal realisierten kommunikativen Praktik entwickelt – zum *Toast* als einer kleinen rhetorischen Form (vgl. exemplarisch Ebhardt 1880: 417–20). Im Gegensatz zur adligen Festtafel steht dabei nicht mehr das Trinken und die damit verbundene Körpergeste im Vordergrund, sondern die verbale Handlung, die zudem nun primär dialogisch erfolgt und dazu dient, dass sich Gastgeber und Gäste ihrer gegenseitige Wertschätzung auch in der Symbolik des verbalen Austausches von Toast und Gegentoast versichern. Auch im räumlichen Arrangement der Tischgesellschaft schlägt sich die zunehmende Bedeutsamkeit des Redens beim Essen nieder: Während an der höfischen Tafel der ständische Rang das ausschlaggebende Kriterium für die Sitzordnung ist, wird an der bürgerlichen Tafel darauf geachtet, dass Zusammensitzende gemeinsame Interessen haben und so leicht zu Gesprächsthemen und in einen gesprächsweisen Austausch finden können.

Insgesamt wird im bürgerlichen Anstandsdiskurs das Gespräch beim Essen als Mittel der *Steigerung* des Essvergnügens und als Medium der Ästhetisierung des Genres gezeichnet, und ebenso wie es die Pflicht eines Gastgebers ist, seine Gäste mit erlesenen Speisen zu verwöhnen, ist es die Pflicht der Gäste, mit

kommunikativem Geschick zum konversationellen Wohlgefühl beizutragen. Dass dazu, wie etwa bei Kant gefordert, auch Leichtigkeit und eine gewisse Lebhaftigkeit gehören, macht deutlich, dass die Präfigurierung des Handelns im Rahmen lebensweltlicher Genres auch die stilistisch-ästhetischen Qualitäten des Auftretts der Beteiligten sowie deren emotionale Dispositionen betreffen kann: Der Wissensvorrat einer Gesellschaft umfasst auch das Wissen über die emotionale Grundierung bestimmter Gattungen.

Die hohe sozialsemiotische Signifikanz des Tischgesprächs für die bürgerlich geprägte Lebenswelt vor allem im 19. Jahrhundert kommt schließlich auch darin zum Ausdruck, dass gesellschaftliche Mahlzeiten zu einem vielfach genutzten Setting in literarischen Erzählungen werden – die Romane von Theodor Fontane sind hierfür exemplarisch – und wir bei diesen Schilderungen von kleineren oder größeren Essenseinladungen vor allem mit deren verbalen Seiten bekannt gemacht werden. Die Gesprächsbeiträge unterschiedlicher Tischgesellschaften füllen in den Romanen Fontanes Seite über Seite, unterbrochen allenfalls von Erzählerkommentaren, die ihrerseits wieder das Gespräch thematisieren und evaluieren. Dass es sich bei diesen gesprächsorientierten Tischgesellschaften gerade bei Fontane auch um solche mit vorwiegend adliger Besetzung handelt, demonstriert den sozial hegemonialen Charakter bürgerlicher Sprachkultur.²⁷

7 Zur soziokulturellen Zeichenhaftigkeit von Genres und Genregeschichten

Bei der Zeichnung von historischen Entwicklungsbögen ist insgesamt große methodische und theoretische Vorsicht geboten. Dies gilt auch für die Entwicklung bzw. Veränderung von Genres. Meist ist wohl eher ein Nebeneinander bzw. eine Überlappung historisch unterschiedlicher Ausformungen von strukturell allenfalls als *gleichartig* anzusehenden Genres anzusetzen, als dass wir kontinuierliche Entwicklungen annehmen könnten. Es ist aber zweifellos sozial- und kulturgeschichtlich aufschlussreich, die Unterschiede von in ihren Grundstrukturen gleichen oder ähnlichen Genres in verschiedenen historischen Zeitspannen und/oder sozialen Gruppierungen so detailliert wie möglich zu rekonstruieren

²⁷ Umgekehrt tadelt Julius Bernhard von Rohr noch im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts die bürgerliche Nachahmung der adligen Ausformung der Mahlzeit, insofern auch manche „Privat-Personen“ bei ihren Einladungen so viele Gänge anbieten würden, dass diese „Gerichte vor nichts anders als vor bloße Schau-Gerichte zu halten“ seien (1989a: 442), dass hier also der Ausstellungs-Charakter fürstlicher Gastmahle auch in weniger gehobenen sozialen Kreisen zum Muster genommen und damit gattungsprägend wird.

(was im gegebenen Kontext nur sehr skizzenhaft möglich war) und dabei vor allem auch die Ethnoperspektive zu berücksichtigen, d.h. Quellen, die den kulturell gelenkten Blick der Zeitgenossen auf das Genre und damit auf dessen soziosemiotische Aufladung erfassen.

Im vorliegenden Fall zeigt sich auf diese Weise ein deutlich unterschiedlicher semiotischer Mehrwert in der ausdrucksseitigen Ausformung des *Gebildes der Mahlzeit* im adelsständischen bzw. im bürgerlichen Kontext. Ausschlaggebend hierfür erscheint nicht zuletzt die Wahl des bevorzugten Ausdrucksmediums, d.h. die *material- und körperbezogene* Prägung des Genres im ersten gegenüber einer *sprachbezogenen* im zweiten Fall.

In beiden Fällen jedoch fungiert das „Gebilde“ der Mahlzeit als Medium der soziokulturellen Selbstdarstellung und Selbstversicherung der entsprechenden Stände, als zeichenhafte Verdichtung der in der jeweiligen Lebenswelt relevanten sozialen Strukturen.

Im bürgerlichen Arrangement der Mahlzeit, das dem Gespräch über die Teller hinweg einen hohen sozialen Wert zuordnet und dem verbalen Austausch bei Tisch ebenso viel oder mehr kulturelle Aufmerksamkeit zukommen lässt als den Objekten des Verzehrs, wird der Esstisch zum Ort der symbolischen Vergesellschaftung im Gespräch.²⁸ Insofern es beim Tischgespräch zu den genretypischen Normierungen gehört, dass die integrative Grundstruktur von Rede und Gegenrede durch die Vermeidung aller Themen, die „zu Diskussionen und hieran sich anschließende Unzuträglichkeiten führen können“ (Kallmann o.J. [2. Hälfte 19. Jh.]: 177) speziell gewahrt und gefördert wird, kann das Genre in besonders vorzüglicher Weise zur *performativen* Herstellung sozialer Gemeinschaftlichkeit genutzt werden. Und eben dies trägt den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft, die nicht durch geburtsständische Zuordnung definiert ist und sich entsprechend immer wieder selbst konstituieren und die gesellschaftlichen Bande ihrer Mitglieder zueinander ständig neu knüpfen bzw. bestärken muss, auf einer symbolischen Ebene Rechnung. Auf einen sehr kurzen Nenner gebracht heißt das, dass im Medium des Tischgesprächs *Integrativität* und *Egalität* als die – wie immer idealisierten – Grundbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft zeichenhaft hergestellt werden.

Die genrespezifische semiotische Aufladung der festlichen Mahlzeit im adelsständischen Kontext erscheint dagegen als Medium und Ausdruck *sozialer Hierarchisierung* und der performativen Selbstaussstellung des Einzelnen wie der

28 Ein wichtiger Punkt dürfte dabei sein, dass das Gespräch bei Tisch gerade *nicht* den eigentlichen Anlass der Zusammenkunft bildet – denn der ist die Mahlzeit und das Essen – und es dadurch in eigenartiger Weise von Zielen und Zwecken entlastet ist.

Gruppe als *öffentliche* Akteure. Der Verselbstständigung des Gesprächs beim bürgerlichen Gastmahl gegenüber der Grundfunktion des Essens entspricht in der höfischen Lebenswelt die Dominanz der ästhetisch-visuellen Elemente gegenüber den rein kulinarisch-gustatorischen sowie die Dominanz des komplexen Zeremoniells beim Auftragen der Speisen und bei der Darreichung von Getränken gegenüber sachfunktionalen Aspekten des Verzehrs.²⁹ Das Gespräch und seine potentiell integrative Funktion gehören nicht zu den genrespezifischen Elementen der höfischen Festmahlzeit.

In der sozialständisch je spezifischen Überhöhung des Essens zur Mahlzeit, des einfachen Aktes der Nahrungsaufnahme zu einem genrehaften Handlungskomplex, kommen also nicht nur faktisch gegebene soziale Verhältnisse, die Nähe- und Distanzkonfigurationen einer Gesellschaft³⁰ sowie deren Beziehungsstandards, sondern ebenso die soziokulturelle Selbstimagination der entsprechenden Sozialformation zeichenhaft zum Tragen. Auch wenn die gewählten Beispiele diese Bezüge vielleicht in besonders plakativer Weise belegen und nicht alle Genres in gleichem Maße als soziale und kulturelle Performanzen lesbar sind, so sollte doch deutlich geworden sein, dass Genrebildungen *immer* auch sozial-semiotische Aspekte einschließen, dass Genres sowohl handlungspraktisch als auch symbolisch motivierte Formen sind und dass den Ausdrucksgestalten von Genres im Kontext der Lebenswelt, die sie mit konstituieren, ein entsprechender Zeichenwert zukommt.

29 So finden sich bei von Rohr etwa die Schilderung eines Carnevals-Festessens am Churfürstlichen Hofe zu Pfaltz, bei welchem unter „400 prächtigen Speisen“ das „sonderbahre Confect“ [d.h. der Nachspeisen-Gang] die „merkwürdigste“ gewesen sei. Dort sei u.a. „ein förmliches Castel, mit seinen Vorder- und Hinter-Roundelen, oder Thürmen, aus welchen Canonen und Raquetten abgefeuret, die letztern auch biß zu der obern Decke des großen Saals steigend, aufgetrieben worden, präsentiert“ worden (Rohr 1989b: 102–3).

30 Vgl. hierzu die Überlegungen von Norbert Elias (1976) zur Konfiguration der mittelalterlichen Gesellschaft und deren Spiegelung im Umgang mit den Speisen beim Essen: „Menschen, die so miteinander essen, wie es im Mittelalter Brauch ist, Fleisch mit den Fingern aus der gleichen Schüssel, Wein aus dem gleichen Becher, Suppen aus dem gleichen Topf [...] standen in einer anderen Beziehung zueinander, als wir; und zwar nicht nur in der Schicht ihres klar und präzise begründenden Bewusstseins, sondern offenbar hatte ihr emotionales Leben eine andere Struktur und einen anderen Charakter. Ihr Affekthaushalt war auf Formen der Beziehung und des Verhaltens hin konditioniert, die, entsprechend der Konditionierung in unserer Welt, heute als peinlich, mindestens als wenig anziehend empfunden werden“ (88–9).

Bibliographie

- Adelung, Johann Christoph (1801) *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* [1774–1786]. Bd. 4. Zweite Auflage. Leipzig: Breitkopf und Härtel.
- Alewein, Hans Adolf von [Der Schmäckende] (1662) *Kurtze doch grundrichtige Anleitung zur Höflichkeit. Darinnen gewiesen wird / wie man so wohl mit Fürsten und Herren / als auch gemeinen Leuten umgehen / und sich im Frauen=Zimmer und anderen Gesellschaften / im Reden und Gebärden / die einen Höfling geziemen / verhalten soll*. Verabfasst und Herrn Filip von Zesen übereignet / durch Den Schmäckenden / der Höchstlöbl. Deutschgesinneten Genossenschaft Mitglied. Hamburg: Ohne Verlag.
- Babelon, Jean-Pierre (1993) *Versailles et les tables royales en Europe: XVIIème–XIXème siècles. Musée national des châteaux de Versailles et de Trianon, 3 novembre 1993–27 février 1994*. Paris: Reunion des musées nationaux.
- Bakhtin, Mikhail Mikhailovich (1986) „The Problem of Speech Genres.“ *Speech Genres and Other Late Essays*. Hgg. Caryl Emerson und Michal Holquist. Übers. Vern W. McGee. Austin: University of Texas Press. 60–103.
- Barta-Fliedl, Ilsebill, Andreas Gugler und Peter Parenzan (1998) Hgg. *Tafeln bei Hofe: Zur Geschichte der fürstlichen Tafelkultur*. Hamburg: Dölling und Galitz.
- Bayreuth, Wilhelmine von (2007) *Memoiren einer preußischen Königtöchter: Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth*. Übers., Anmerkungen und Nachwort von Günter Berger. Bayreuth: Ellwanger.
- Bühler, Karl (1999) *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Lucius und Lucius.
- Campe, Joachim Heinrich (1810) *Wörterbuch der Deutschen Sprache: Vierter Theil. S – und – T*. Braunschweig: Ohne Verlag.
- Clark, Herbert H. (1996) *Using Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Complimentir-Büchlein o.J. [2. Hälfte 17. Jh.] *Das nach der neuesten Art und dem wahren Wohlstand eingerichtete Complimentir-Büchlein, Darinnen eine gründliche Anleitung gegeben wird, wie man mit hohen und niedern Standes= Personen, nicht weniger auch dem Frauenzimmer aufs höflichste sprechen, sich betragen und aufführen solle. Nebst einem Anhang von unterschiedenen guten Redens=Arten auch etlicher gewöhnlicher Sprüchwörter und anständigen Formeln*. Ohne Ort: Ohne Verlag.
- Ebhardt, Franz (1880) *Der gute Ton in allen Lebenslagen: Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben*. Unter Mitwirkung erfahrener Freunde und autorisierter Benutzung der Werke Madame d'Alq's. 4. neu durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin: Ohne Verlag.
- Elias, Norbert (1976) *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd.1: *Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Freedman, Paul (2007) Hgg. *Essen, eine Kulturgeschichte des Geschmacks*. London: Thames and Hudson Ltd.
- Frühsorge, Gotthardt (1989) „Nachwort.“ *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft Der Privat-Personen [...]*. Hgg. Julius Bernhard von Rohr. Leipzig und Weinheim: Edition Leipzig.
- Giddens, Anthony (1984) *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration*. Cambridge: Polity Press.

- Grimmsches Wörterbuch = Grimm, Jacob, und Wilhelm Grimm (1854–1971) *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: S. Hirzel.
- Günthner, Susanne (1995) „Gattungen in der sozialen Praxis: Die Analyse ‚kommunikativer Gattungen‘ als Textsorten mündlicher Kommunikation.“ *Deutsche Sprache* 3: 193–218.
- Günthner, Susanne (2000) *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen*. Tübingen: Niemeyer.
- Günthner, Susanne (2006) „Von Konstruktionen zu kommunikativen Gattungen: Die Relevanz sedimentierter Muster für die Ausführung kommunikativer Aufgaben.“ *Deutsche Sprache* 34.1–2: 173–90.
- Günthner, Susanne, und Hubert Knoblauch (1995) „Culturally Patterned Speaking Practices: The Analysis of Communicative Genres.“ *Pragmatics* 5.1: 1–32.
- Günthner, Susanne (1996) „Die Analyse kommunikativer Gattungen in Alltagsinteraktionen.“ *Texte – Konstitution, Verarbeitung, Typik*. Hgg. Susanne Michaelis und Doris Tophinke. München: Lincom. 35–57.
- Hederich, Benjamin (1736) *Teutsch-lateinisches Wörterbuch*. Leipzig: Gleditsch.
- Kallmann, Emma (o.J. [2. Hälfte 19. Jh.]) *Der Gute Ton: Handbuch der feinen Lebensart und guten Sitte*. Nach den neuesten Anstandsregeln bearbeitet von Emma Kallmann (erste Auflage). Berlin: Verlag Hugo Steinitz.
- Kant, Immanuel (1923) *Anthropologie*. Immanuel Kants Werke, Bd. 8. Hgg. Otto Schöndörffer. Berlin: Cassirer.
- Keppler, Angelika (1994) *Tischgespräche: Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille (2001) *Sprache, Sprechakt, Kommunikation: Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Levinson, Stephen C. (1979) „Activity Types and Language.“ *Linguistics* 17.5–6: 365–399.
- Linke, Angelika (1996) *Sprachkultur und Bürgertum: Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart und Weimar: Metzler.
- Linke, Angelika (2007) „Communicative Genres as Categories of a Cultural History of Communication.“ *Germanic Language Histories „from Below“ (1700–2000)*. Hgg. Stephan Elspass, Nils Langer, Joachim Scharloth und Wim Vandenbussche. Berlin und New York: Walter de Gruyter. 473–93.
- Linke, Angelika (2010) „‚Varietät‘ vs. ‚Kommunikative Praktik‘ – Welcher Zugang nützt der Sprachgeschichte?“ *Variatio delectat: Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation*. Hgg. Peter Gilles, Joachim Scharloth und Evelyn Ziegler. Frankfurt/Main: Peter Lang. 255–73.
- Linke, Angelika (2011) „Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturalanalytischen Linguistik.“ *Begegnungen: Beiträge des VIII. Nordisch-Baltischen Germanistentreffens in Sigtuna, den 11.–13. Juni 2009*. Hgg. Elisabeth Wåghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson, Barbro Landén und Dessislava Stoeva-Holm. Stockholm: Universität Stockholm. 23–44.
- Luckmann, Thomas (1986) „Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 27: 191–211.
- Luckmann, Thomas (1988) „Kommunikative Gattungen im kommunikativen ‚Haushalt‘ einer Gesellschaft.“ *Der Ursprung von Literatur: Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650*. Hgg. Gisela Smolka-Koerdt, Peter M. Sprangenberg und Dagmar Tillmann-Bartylla. München: Fink. 279–88.

- Luckmann, Thomas (2002) „Zur Methodologie (mündlicher) kommunikativer Gattungen.“ *Wissen und Gesellschaft: Ausgewählte Aufsätze 1981–2002*. Konstanz: UVK. 183–200.
- Mayes, Patricia (2003) *Language, Social Structure, and Culture: A Genre Analysis of Cooking Classes in Japan and America*. Amsterdam: John Benjamins.
- Miller, Carolyn R. (1984) „Genre as Social Action.“ *Quarterly Journal of Speech* 70: 151–67.
- Miller, Carolyn R. (1994) „Genre as Social Action.“ *Genre as the New Rhetoric*. Hgg. Aviva Freedman und Peter Medway. London und Bristol: Taylor and Francis. 23–42.
- Rohr, Julius Bernhard von (1989a) *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen / Welche Die allgemeinen Regeln / die bey der Mode, den Titulaturen / dem Range / den Complimens, den Geberden, und bey Höfen überhaupt, als auch bey den geistl. Handlungen, in der Conversation, bey der Correspondenz, bey Visiten, Assembleen, Spielen, Umgang mit Dames, Gastereyen, Divertissemens, Ausmeublrung der Zimmer, Kleidung, Equipage u.s.w. Insonderheit dem Wohlstand nach von einem jungen teutschen Cavalier in Obacht zu nehmen / vorträgt, Einige Fehler entdeckt und verbessert, und sie hin und wieder mit einigen moralischen und historischen Anmerckungen begleitet*. Nachdruck herausgegeben und kommentiert von Gotthardt Frühsorge. Leipzig, Weinheim: Edition Leipzig. Erste Auflage: Berlin [1728].
- Rohr, Julius Bernhard von (1989b) *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren, Die in vier besondern Theilen Die meisten Ceremoniel-Handlungen / so die Europäischen Puissancen überhaupt / und die Teutschen Landes-Fürsten insonderheit, sowohl in ihren Häusern, in Ansehung ihrer selbst, ihrer Familie und Bedienten, als auch gegen ihre Mit-Regenten, und gegen ihre Unterthanen bey Krieges- und Friedens-Zeiten zu beobachten pflegen [...] ausgearbeitet von Julio Bernhard von Rohr*. Nachdruck herausgegeben und kommentiert von Monika Schlechte. Leipzig: Edition Leipzig. Erste Auflage: Berlin [1733].
- Scharloth, Joachim (2011) 1968: *Eine Kommunikationsgeschichte*. München: Wilhelm Fink.
- Schegloff, Emanuel A., und Harvey Sacks (1973) „Opening up Closings.“ *Semiotica* 8: 289–327.
- Schramm, Hermine [d.i. Hermine Meißner] (1898) *Der Gute Ton oder das richtige Benehmen: Ein Ratgeber für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben*. 5. Auflage. Berlin: Ohne Verlag.
- Schütz, Alfred (1971/72) *Gesammelte Aufsätze*. Band 1–3. Den Haag: Nijhoff.
- Simmel, Georg (2001) „Soziologie der Mahlzeit.“ *Aufsätze und Abhandlungen 1909–1918*. Bd. 1. Hgg. Rüdiger Kramme und Angela Rammstedt. Frankfurt/Main: Suhrkamp. 140–7.
- Sommer, Albertus (1662) *Der Teutsche Anführer zu Annuhtigen und zierlichen Conversations-Gesprächen: Bestehende in 70 freundlichen Bespräch – und Beantwortungen / so wol für Frauen- als mannes-Persohnen; auff vielerhand Begebnissen bey Freundens- und Traurzeiten gerichtet [...]* Naumburg: Gedruckt bey Michael Pfeiffern / in Verlegung Christian Guths.

